

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

Nr. 223

Dienstag, den 5. Oktober

1920

Phinele.

Roman von
Ludwig Hoffmann.

Es war Phinele übrigens sehr schwer geworden. Alltägliche Arbeit und das Geld zu bitten. Das Verhältnis der beiden Mädchen zueinander war recht kühl geworden. Phinele hatte, ohne daß sie sich das eingestand, Angst vor den ernstlichen, tragenden Augen Allis, und sie vermied es nach Möglichkeit, mit ihr zusammen zu sein. In der Akademie konnte sie sich freilich nicht aus dem Wege gehen, und diese kurzen Begegnungen halfen nur dazu, Phineles Reizbarkeit und ihre Abneigung gegen Allis zu steigern.

Franz hatte sich nämlich gehorcht an die Weisungen Allis gehalten. Aus Pallanza sandte er fleißig Kartengrüße nach Wien: immer einen an Phinele und zwei an Allis. Und Allis zeigte nicht nur alle Güte, wenn sie mit Phinele zusammentraf — sie sprach einmal sogar die Absicht aus, selbst ein wenig auszuspannen und einmal nach Pallanza zu fahren. Der Bogen magdore mußte herrlich sein, und eigentlich mußte sie sich schämen — sie fiel über Wien noch nicht viel hinausgewonnen und Italien lenne sie gar nicht.

Voraus Phinele in Tränen ausbrach. „Wofür, wie kann man nur so schrecklich schlecht sein! Du solltest Dich wirklich schämen!“ Damit stimmte sie davon, und Allis sah ihr All mit vernehmendem Nicken nach. Phinele dachte Allis von nun an mit tiefster Achtung, und den kurzen, spärlichen Gruß bei den Begegnungen mußte sie sich wirklich abringen. Allis war eben eine ganz gemüßlos Klette, und Phinele fand in einer kurzen Mitbesprechung, daß Franz viel zu schade sei, für diese uneliebliche Amerikanerin, die ihn nur haben wollte, um ihn unglücklich zu machen. Und mitten in ihrer eigenen Herzensnot fand sie doch Zeit, zu überlegen, wie sie Franz von Allis frei machen könne. Aber leider, sie fand keinen Ausweg. Sie hätte ihn ja schreiben können; sie konnte ihm sagen, was sie von Allis hielt; aber wenn er Allis wirklich lieb hatte — eine Möglichkeit, gegen die Phinele sich energisch aufbäumte — dann glaubte er ihr doch nicht und sie gab sich nur unnütz eine Blöße. Etwas dachte sie sogar daran, anonym zu schreiben. Aber sie schämte sich sofort des Einfalles, der ihr nur so gekommen war: Wofür, das tat man doch nicht. Aber sie weniger sie wählte, wie sie Franz warnen könnte, um so lebhafter beschäftigte sie doch die Sorge um sein Glück; und wenn sie ihm auch nebenbei ordentlich böse war, weil er gar so viel an Allis liebte, — sein Schicksal war ihr darum doch nicht gleichgültig.

Weder alles diesen Dingen verlor Phinele aber fast alle Sammlung und allen künstlerischen Eifer. Professor Feinreich wurde heftig bis zur Grobheit und er gab ihr ernsthaft den Rat, lieber wieder nach Hause zu gehen und das Geigenpiel zu lassen. Und dann sprach er auch mit Weisbach. Weisbach hat nun Rücksicht. Phinele befindet sich in einer ersten Krise, durch die man ihr nur mit sehr viel Liebe und Wärme helfen könne. Vor allem dürfe man ihn den Halt nicht nehmen, den das Studium trotz allem ihr gebe. Er habe sie auch in der letzten Zeit wieder ganz wunderbar spielen hören — wenn sie allein gewesen sei und in drängender Not sich zur Geige gezwungen habe. Also das Mädchen könne schon etwas und es habe auch schon viel gelernt. Nun solle Feinreich ihr noch ein wenig Zeit lassen, es werde schon noch alles gut werden.

Damit gab Heidenreich sich kurrzend zufrieden, und für ein Mädchen ging es wieder leidlich ruhig und freundlich im Unterricht zu.

Frau Weisbach war nun sehr froh, als Frau Gerlinde kam. Sie hatte mit ihr Bekanntschaft gemacht, und sie hatte vor allem sehr schwer an der überkommenen Verantwortung getragen.

Im Oktober hatte sich raufes Herbstwetter eingestellt und seitdem wohnten Weisbachs wieder in der Stadtwohnung am Kolonnenring. Der Weg von und zur Akademie war damit je verlässig, daß er zu längeren Begegnungen mit Wajill keine Gelegenheit mehr gab. Frau Marie achtete auch wirklich mit stiller Sorge darauf, wie viel Zeit Phinele für den Weg gebraucht. Sie drang darauf, daß Weisbach sie möglichst oft begleitete, aber sie hüte sich, eine lästige Kontrolle zu üben: Phinele sollte nicht aus den letzten Akt an Zutrittlosigkeit einbüßen.

Es ergab sich dabei übrigens wenig Anlaß zur Verurteilung. Phinele ging fast immer erst vor Beginn ihrer Stunden fort und sie kam ohne nennenswerte Verspätung nach Hause, und allemal mit einem Gesichtchen, das so sagte schien: Na sieht du, bin ich nicht braun? Frau Marie merkte denn auch bald, daß diese Pünktlichkeit ein gut Teil Berechnung war, zu dem Zweck, sie zu täuschen. Phinele brachte damit ja auch gar kein Opfer. Seit sie in der Stadt wohnen ergaben sich häufig genug Anlässe, allein auszugehen, und die Ausgänge waren dann für die Zusammenkünfte mit Wajill, die in irgend einer stillen Straße oder in einer wenig besuchten Konfiserie stattfanden, verworlicher als die kurzen Augenblicke nach Schluß der Stunden, wo man ohnehin nur selten allein war.

Frau Marie achtete auch das. Es ging ja nicht immer, manchmal aber richtete sie's doch ein, daß sie unermüdet sich Phinele anschau, und dann war die Unruhe Phineles ihr ein sicherer Beweis dafür, daß dem Mädchen wirklich ein Zusammenkunft verteilt worden war. Aber Phinele war dann immer auch kühl genug, sich in das Unabänderliche zu fügen. Bei alledem aber fing doch die schöne Unlesbarkeit im gegenseitigen Verkehr, die liebe Vertraulichkeit, die sonst bei Weisbachs heimlich war, für alle verloren, und an die Stelle jüngerer Fröhlichkeit trat der Zwang, hinter dem die Sorge ihr Kummergefühl hart und erhaltend aufträte.

Frau Gerlinde erfuhr heilig, als sie Phinele sah.

„Wiedling — was ist mit Dir? Bist Du krank?“

Phinele hatte für die Begegnung mit der Mutter herzliche Vorläufe gemacht, und sie wollte vor allem recht froh und glücklich scheinen. Aber vor den forschenden Augen der Mutter brach die Bestellung zusammen. Sie warf sich Frau Gerlinde an die Brust und weinte so wild, daß die überlässigste Frau völlig ratlos gegenüber dem elementaren Gefühlsausbruch war. Sie wuschelte einen schnellen Blick mit Frau Marie, die mit ihr Bahn gekommen war, und gab sich dabei Mühe, Phinele unter zärtlichen Zuspruch zu beruhigen. Das gelang denn auch soweit, daß man endlich daran denken konnte, den fast schon ganz leeren Bahnsteig zu verlassen. Dabei schmeigte sie sich ganz fest an die Mutter, und auch auf der Fahrt gab sie ihre Hand nicht frei.

„Du mußt nicht so ängstliche Augen machen — das quält mich. Ich bin wirklich ganz wohl. Aber manchmal ist mir ganz sonderbar. Als könnt' ich mich selbst verlieren, so ist das. Jetzt ist's aber ganz gesund nur die Freude, daß ich Dich einmal wieder habe.“

Und dann gab sie plötzlich lachend dem Professor hinter den Hals, den sie unangenehm automatisch begrüßt hatte.

und Gegenstände in Berechnung, ohnmächtig, einen Entschluß zu fassen.

Da sah er am Ende der Straße eine Gestalt auftauchen. Der Handgenbaum.

Ein Schreck, der gleichsam etwas Erhörendes für ihn hatte, fuhr Menschen in die Glieder und indem er schien nicht die Tante dem Toten zuzustehen, wünschte er bestig den Kommenden zu sich.

„Geda — hier hat's ein Unglück, Wächmeister! Gedal! Der Beamte kam eilennd Fußes herbei, sah kopfschüttelnd das Unabänderliche, befühlte den Toten und nickte ernst.

Dann nahm er die Verfassungen des Toten in Verwahrung und die Sade zu Protokoll und vermerkte mit hochgezogenen Brauen die hohe Summe der Briefkastenschuldhaft.

„Ein Bild, daß ich noch zu rechten Zeit gekommen bin“, brumte er mit einem Seitenblick auf Wachen. „Is ist doch noch alles beisammen?“

„Zur rechten Zeit?“ fuhr Wachen auf, „über alle Berg hält' ich sein können, bis der Herr Wächmeister dahergeschwammt sind — mit dem ganzen Geld über alle Berg. Aber dann hab' ich mich gefast: Schand' um den Herrn hochwürdigen Schmerbauch — hab' ich mich gefast, wenn er mir häßt' nachlaufen sollen, o je, der Schlag ist ihm feindlich der feiner Statue — scham's, Herr Wächmeister, das häßt' ich nicht über's Herz gebracht.“

Der Handgenbaum stand versteinert ob solcher Frechheit. Wachen aber ließ sich in die Wäsche und lag bald wieder auf seiner Alleebank, blinzelte lächelnd in die Sonne und physisierte darüber, wie leicht man doch reich sein könnte, wenn man nur — wollte.

Und im folgen Bewußtsein seines freiwilligen Verfalls änderte er sich gewissermaßen in einen Argwohnsummel an, den sein hartes Auge neben einer Fäule aufgespürt hatte.

Bunte Zeitung.

Ausverkauf der Humor. (Der milderwertige Schwiegersohn.) Die ansehnlichen Zeitungen enthalten gegenwärtig, wie es gewöhnlich in Wahlzeiten der Fall zu sein pflegt, allerhand Anekdote über die Präsidentschaftskandidaten. Eine der besten von diesen erzählt man von dem republikanischen Kandidaten Harding. Vor einigen Jahren kam er Herr aus Marion im State Ohio, wo Harding seit einer Reihe von Jahren Herausgeber der Zeitung „Star“ ist, in eine Bank zu Kanaker im selben Staat. Nun hatte der Direktor der Bank die Gewohnheit, gern etwas mit den Kunden zu schwätzen, und so ließ er sich auch in ein Gespräch mit dieser ihm unbekanntem Person ein. „So, Sie sind aus Marion“, sagte der Direktor. Dort keine ich nur eine Familie, die Familie Kling, die reichste in der ganzen Stadt. Wie ich gehört habe, ist es indessen ein harter Schlag für den alten Kling gewesen, daß seine Tochter, auf die er so stolz war, einen Zeitungsmanngeliratet hat — Zeitungsmanngeliraten ja immer auf dem Totenden. Ganz sonderbar, muß ich sagen, daß Sie den alten Kling nicht kennen.“ „Doch, ich kenne ihn!“ sagte Harding lachend. „Ich bin mit seiner Tochter verheiratet.“

Engländer Humor (Das Andenken). Ein Geschäftstreiber hatte einen seiner besten Freunde durch den Tod verloren, während er auf der Reise war. Bei seiner Rückkehr machte er der Witwe einen Freundschaftsbesuch und äußerte: „Sohn und ich waren immer so gute Freunde, ich hatte so gern ein Andenken an ihn.“ Die Witwe erhob ihre schönen Augen, die noch voller Tränen standen und flüsterte weich: „Wie wäre es denn mit mir selbst?“

Literatur.

Weltanschauung — Weltwende. Dieses im Verlag von Hans Robert Engelmann, Berlin, erscheinende, von Hans Rüdiger herausgegebene Buch wird Aufsehen erregen, weil Oswald Spengler von ihm zum Licht hat: „Die in dieser Schrift vorgebrachten Gedanken scheinen mir nicht nur im gegenwärtigen Augenblick und als Mittelstufen unserer Entwicklung von großer Bedeutung, sondern in einer Form vorgetragen zu sein, die ihnen Verbreitung und Wirkung sichert.“ Das ist die beste Empfehlung, die ihm auf den Weg gegeben werden konnte. Hans Rüdiger unterzeichnet es.

den Weltkrieg und den sich aus ihm erhehenden Komplex von Fragen aus einem einheitlichen Gesichtspunkt, den der geschichtlichen Vorgang, zu betrachten — wie Spengler, das unbegreifliche Schicksal als letzte, treibende Kraft für den großen Lauf der Ereignisse anzuerkennen — wie Spengler.

Wörter werden und vergehen, sie wachsen empor zur Höhe und Nacht, sie sinken nieder zu Alter und Schwäche so sagt Rüdiger, so sagt auch Spengler. „Nicht so sehr die größere Aktivität des später zur Entwicklung kommenden als vielmehr die beginnende und unaufhaltsam fortjährende Passivität des reiferen Volkes wird Schuld an der Verschiebung des politischen Schwerkrafts.“ Frankreich wurde der Nachfolger Spaniens, England der Frankreichs, und England muß Deutschland weichen. Daran kann selbst der Ausfall des Krieges nichts ändern: Großbritanniens Aufstieg von der Höhe der Macht ist sein Schicksal. Der Weltkrieg, diese Auseinandersetzung zwischen dem englischen Geiste des Egoismus und dem deutschen Geiste des Idealismus, steht am Ende der englischen Kulturperiode des Abendlandes. Schuld am Krieg haben alle und hat niemand gehabt: die dumpfe Vorahnung seines Kommens legte den Weg in aller Seelen lange vor seinem Ausbruch. Daß er nicht verhindert wurde, lag an dem Fehlen von Geistes, die über die engen Schranken ihrer Kabinette hinaus in dem Dasein der Völker mehr als eine reformerische Größe, die in dem geschichtlichen Werden notwendige Prozesse erkannten.“ Der Satz, der durch die niederen Instanzen des Egoismus zusammengehaltenen Entente richtete sich vornehmlich gegen Preußen mit seinem unterbrachten Volkstum. Mit der Revolution zerstörte ein an der Heftigkeit des Kampfes und seiner Ziele verweifelndes Volk in einem pathologischen Zustand der Sinnlosigkeit den Staat Friedrichs des Großen, der seinen Weisen am meisten entsprach. Das im vierjährigen Kampfe vererbte Ziel unseres Volkes, daß in der Freiheit seiner Entwicklung beruht, hat die Revolution jedoch in Deutschland nicht befestigt. Welches sind nun die Ergebnisse des Weltkrieges? Rußland ist ausgeblieben aus der Reihe der Großmächte, ist wieder an Asien zurückgeworfen; das Gesicht Europas wird nur noch von England, Frankreich und Deutschland bestimmt. Für Frankreich ist nach dem Abbruch des vierjährigen Krieges ein Aufstieg ausgeschlossen; England hat einen erheblichen Teil seines finanziellen Einflusses eingebüßt und an Amerika abgetreten. Das Maß der unterbrachten Volkstraft wird entscheidend sein — und das liegt auf Seiten Deutschlands, des jüngsten Volkes.

Hans Rüdiger ist Spenglerianer; mit diesem Satz ist alles gesagt, ist sein Wesen erschöpft. Er hat dieseisen Gebecker und Steingänge wie Spengler, führt sie nur etwas oberflächlicher aus, bringt nicht tief genug in das Wesen der letzten Ursachen ein. Er will die politischen Konsequenzen der Spenglerischen Weltanschauung ziehen, will eine Rechtfertigung des deutschen Volkes im größten Still geben — nicht aber: nur Parallelen, geht seinen Schritt weiter als Spengler selbst. Er bleibt im Schatten seines größeren Weltlers und hat nicht die Kraft, sich in Sonne, Licht und Freiheit zu erheben, um dort Eigenes zu schaffen.

C. H. Barnick.

Eine neue Neitzschausgabe beginnt jeben im Muscaton-Verlag in München zu erscheinen. Sie wird, unter Mitwirkung des Neitzscharchivs in Weimar, von Max u. R. Dehler u. Dr. Fr. Ehr. Würzbach herausgegeben und eine Anzahl bisher unveröffentlichter Schriften Neitzsches enthalten. Die Ausgabe ist, auch in Bezug auf die Ausstattung, als Monumentalausgabe gedacht und wird nur in einmaliger kleiner Auflage gedruckt. Der gleiche Verlag bringt jetzt eben auch die ersten Bände einer Gesamtausgabe von Anatole France und Anton Tschechow.

Der Kunstwanderer. Im letzten Heft der von Rudolph Donath herausgegebenen Halbmonatschrift „Der Kunstwanderer“, Berlin-Schöneberg, spricht Dr. Johannes Starke über „das Handwerk in der Malerei“. Dr. G. W. E. Bogeng legt seine „Betrachtungen zur Buchkunstbewegung der Gegenwart“ fort und Direktor Professor Wilhelm Altmann beginnt eine Serie von Artikeln über die Organisation und Sammlung der Musikabteilung der Preussischen Staatsbibliothek.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 68
Telefon 4520.



„Mein Gott, ich hab' Ihnen noch nicht einmal gratuliert! Wie soll ich denn nun aber sagen? Papa? Ich weiß nicht, das klingt so — so merkwürdig. Gut bin ich Ihnen ja von Anfang gewesen. Vielleicht darf ich Untel sagen? Darin liegt ja was Vertrautes, und ich kann mir gut denken, daß ich zu Ihnen Vertrauen haben kann.“

Hinrichsen lächelte, während er ihre Hand freigab. „Das ist die Hauptsache, liebes Kind. Um übrigen wollen wir Deine Empfindungen lieber nicht auf eine Formel bannen. Was ist Dir kein darf, das werd' ich Dir immer auch ganz sein, und ich hoffe, daß ich mit schon auch ein bißchen Zuneigung noch verdienen kann. Vor allem darf das freude nicht wischen aus Leben, nicht wahr? Alles andere gibt sich dann ganz ohne Zwang, und wele's Dir gefällig, so ist's mir recht.“

Phinele schlug froh in die Hand, die er ihr hinhielt, und die Freundschaft war besiegelt. —

Welsbachs Bieten auch in der Stadt gastfreies Haus, und sie litten nicht, daß Hinrichsen und Frau Gerlinde ins Hotel fuhren. Sie hatten zwar im „Malchinger“ Zimmer bestellt, aber Frau Welsbach versicherte, ihr Mann werde das schon ordnen. Sie wollte Frau Gerlinde im Hause haben, weil sich dann die Gelegenheit zur Aussprache zwanglos ergab, und weil sie wenigstens in diesen Tagen Phinele ganz an das Haus fesseln wollte. —

Zur Aussprache kam es schon am nächsten Tage.

Man hatte gemeinsam gerührt. Dann waren Welsbach und Phinele nach der Vorhingerstraße gegangen, und Hinrichsen wollte sofort mit seinen geschäftlichen Wegen beginnen. Die beiden Frauen saßen sich dann allein in dem gemächlichen Eßzimmer gegenüber und das Herz ganz ihnen auf.

„Also, ich kann schon gar nicht sagen, wie froh ich bin, daß Sie endlich einmal wieder da bei uns sitzen.“ begann Frau Marie herzlich. „Sie haben ja gesehen, wie unfer Phinele aussieht, und was da hier in Wien aus ihr geworden ist. Wissen's ein paar Mal hab' ich Ihnen schon schreiben wollen, und wenn ich ehrlich sagen soll — ich hab' sogar wirklich geschrieben; nur fortgeschickten konnt' ich den Brief dann nicht, und es war schon genug, daß ich mit alles, was an Angst in mir war, mal heruntergeschrieben hatt' von der Seele.“ Es hatt' ja doch auch kein' Zorn g'habt. Sie hätten sich beunruhigt und helfen konntens halt auch nicht. Und dann war die Angst, wissen's, die hat mich schon ganz feig gemacht. Wir haben nämlich g'meint, Sie möchten uns das Phinele fortnehmen, und wir haben's doch so lieb und möchten's net hergeben um keinen Preis der Welt. Also daß ich's nun kurz sag': Das Phinele ist verliebt. Keine große Liebe, das sehn Sie ja selbst. Wie eine böse Kinderkrankheit, so ist das über sie kommen, und wär's nicht so ein Grundgutes und leider auch so eine empfindliches Mädel — sie wär' schon längst fertig damit. Ich den' mir fast, innerlich ist sie eigentlich schon fertig. Sie redet sich bloß ein, daß sie treu sein muß und von dem Menschen nicht lassen darf. Das ist halt auch ein Stück Idealismus; übertrieben und verhängnisvoll, aber im Grund halt doch ein Charakterzug, an den man sich freuen konnt', wenn's nicht rein dran zusammenbrechen möcht'!“

Und dann erzählte Frau Marie von Basili Petrowitsch, was sie von ihm wirklich wußte und was sie sich dachte.

Frau Gerlinde hörte bestunnt und zu, und auch sie war ratlos. Es gab ja natürlich mannde Möglichkeiten. Man konnt' mit Phinele sich aussprechen und sie zum Geständnis zwingen; man konnt' sich auch den Russen einmal ansehen und was konnt' ihn energisch klar machen, daß er nie die Zustimmung zu einer Heirat erhalten werde. Dann blieb auch noch die letzte Möglichkeit, von der freilich Frau Marie absolut nichts hören wollte: Phinele konnt' mit der Mutter nach Hause gehen. Aber alle diese Möglichkeiten hatten ein großes Bedenken gemeinsam: Man konnt' nicht wissen, wie sie auf Phinele wirken würden. Denn darüber waren beide Frauen einig, daß man nicht schroff und entschienen eingreifen dürfe. Und die letzte Möglichkeit verbot sich aus einem Grunde, den Frau Gerlinde nicht nannte: es war doch recht bedenklich, Phinele in die heimliche Sorgenwelt mitzunehmen und unter unfreundlichen Umständen sie miterleben zu lassen, was Herr Samboda ihnen bereiteite.

Es war kein Zufall, daß Willi Underwood sich einstellte,

Während die beiden Frauen sich dieser kummervollen Aussprache hingaben.

Willi hatte von Phinele erfahren, daß ihre Mutter gekommen sei und bei Welsbachs Wohnung. Da hatte sie entschlossen für den Rest der Stunde um Entschuldigungen gehen und war nach dem Kolowratring geehrt.

Sie sah Frau Gerlinde mit leuchtenden Augen an.

„Also das sind Sie!“ sagte sie mit froher Bewunderung. „Eigentlich ganz so, wie ich Sie mit immer gegah habe. Ich habe nämlich alles von Ihnen gelesen. Ich kann nicht viel Worte machen, und ich kann mir denken, wie wenig Einbrud so die üblichen Bewunderungsphrasen auf Sie machen werden. Aber ich hab' Sie eigentlich immer lieb gehabt. Und es ist mir eine große, große Freude, daß ich Sie sehen und Ihnen das sagen darf.“

„Ich danke Ihnen, liebes Fräulein,“ sagte Frau Gerlinde warm. „Ich glaube, Sie sind eine Leserin, wie wir sie uns wünschen und für die wir eigentlich ganz alle schreiben: für die nachdenkamen, die nicht am Stofflichen allein hängen und alles verschlingen, sondern hüßlich bei den Schönheiten und den paar guten Gedanken verweilen, die wir geben können. Phinele hat mir ganz begeistert von Ihnen geschrieben — freilich ist das schon lange her. Jetzt spricht sie gar nicht mehr von Ihnen. Ist etwas vorgefallen?“

Man hatte sich gefest. Nun ließ Willi mit einem heimlichen Seufzer den Kopf sinken.

„Oh ja, es ist. Und ich bin sogar schud daran. Ich darf ohne Uebertreibung sagen, daß Phinele mich heftig hasst, und leider — auch das ist nicht zu leugnen, daß ich darüber eigentlich sehr glücklich bin. Phinele ist nämlich eifersüchtig —“

„Was — Sie sind auch in den Russen verhasst?“ fragte Frau Marie ganz entsetzt.

Willi wehrte lachend ab.

„Um Gotteswillen! Womit ich übrigens nicht gesagt haben will, daß ich Phinele den Russen nicht doch abspenstig mache.“ Dann wandte sie sich an Frau Gerlinde. „Ich hab' mir gedacht, daß Sie über Phinele sich aussprechen würden, und ich wollte so gerne dabei sein. Ein Uß von Ihrer Sorge kann ich Ihnen doch abnehmen, und ich habe manches beobachtet, was Sie beruhigen kann.“

Dann berichtete sie von Frau Welsbach; von seiner Liebe zu Phinele und davon, daß Phinele die Liebe sehr erwidere, daß sie aber noch nicht klar sehe und daß der Russe sie zunächst noch nicht losläßt. Auch von ihren kleinen Intrigen berichtete sie und erreichte damit, daß die ängstlichen Frau Marie herzlich lachte. Sie hatte ihre helle Freude an Willi, und es machte sie glücklich, daß da ein Weg sich zeigte, der zum Guten führen konnte.

Frau Gerlinde fand ebenfalls viel Gefallen an Willi, von ihren Mitteilungen aber war sie zunächst nicht sehr erbaunt. Es schien ihr doch recht zweifelhaft, ob denn nun Frau Welsbach der Mann sei, dem sie ihr Kind anvertrauen könnte. Sie entsann sich wohl des ärmlichen, braven Jüngers, aber sie konnte sich nicht gleich in den Gedanken finden, daß er ein Mann geworden sein könne, dem man sein Liebste an die Brust legt.

Darüber wurde sie aber bald beruhigt. Willi und ein wenig auch Frau Marie wußten so viel Gutes von Frau Welsbach, daß Frau Gerlinde sich gern daren ergab, daß der Spiegelgähre Phineles einmal ihr Sohn werden könne.

(Fortsetzung folgt.)

Bienden.

Von
Paul Alexander Schetter.

(Nachdruck verboten.)

Bienden lag auf der Alleebank und blinzelte in die Sonne. Ringsum roch es nach Frühling und die milde Märzsonne tat ihm wohl. Er hatte zum erstenmal wieder auf seiner Alleebank gesüßigt, nachdem er dem dunklen Winterquartier entronnen war, und er rieb sich den Winterfisch so recht behaglich aus den Augen und freudte die Alleebank in neu gewonnenen Freiheit wieder. Ah, die Welt war doch noch schön und die Natur, nichts ging ihm über seine Natur.

Bienden war Naturmensch. Landstreicher nannten ihn die Leute, deren abgelegte Sichel er trug und deren zu weite oder zu enge Sohlen und Räder so etwas wie einen zweiten Auszug von Naturmenschen aus ihm machten, und einen unverbesslichen Zagebiß hatte ihn der Gefängniswärter kultiviert, als er sein letztes Winterquartier bezog.

Andere Köpfe, andere Ansichten, pflegte Bienden in seiner sich selbst zurecht gelegten Philosophie zu monologisieren. War man ein Zagebiß, wenn man in vollen Blüten genuß, was das Leben und die Natur einem freigebig darbot? Zeien's die Aenden weniger? Doch nur auf ihre Art. Und es war ihm ja ganz recht, wenn er den Winter über verbotigt war, denn der Winter ist der Feind des Menschen, und der entlaube Natur bot ihm kein Unterkommen. So sorgte er immer schon dafür, daß ihm, wenn die Blätter von den Bäumen fielen, irgendein Malheur passierte, sei es, daß ein fremder Gegenstand sich in seine Taschen verirrte, oder daß er sich beim Betteln erkapten ließ. Dann bot ihm der Herr Ortsgerdarm höchst persönlich seine Begleitung an und er war für die kalten Monate wieder einmal geborgen.

Er nannte das seinen Winterfisch und betrachtete die Natur als seine Beherrscherin. Dann, wenn der Frühling seine ersten Vorboten schickte, überkam ihn wieder die Freiheitsehnsucht, und er zählte heimlich die Tage, bis sich ihm die Tore öffneten und er das Leben des Naturmenschen fortsetzen konnte.

Zagebiß? Was wußte die kurzatmige Beamtenseele von seinem inneren Leben. Gewiß, eine Schwäche geland sich Bienden selbst ein, aber es schien ihm, daß das seine Stärke sei, das war die Faulheit. In der Faulheit übertraf ihn leicht keiner, sie hatte sich zu einer Art Talent bei ihm entwickelt, es war das etwas, das ihn dieser Welt und seinen ungewohnten Gefährten willig hinstellen machte. Es war der Punkt, wo ihm die übrige Welt und er sie nicht verstand. Denn diese Faulheit war keine Stumpfheit bei Bienden, sie war eine Art Geniesucht.

Er konnte Stundenlang im Gras liegen, Fieren und Pfänger zwischen den Wolken nachhaken und an gar nichts denken. Ja, auch den Weisheiten der Menschen zuzusehen, war ihm ein Genuß, erfüllte ihn mit höchsten Begehren. Der Gleichgültigkeit der Arbeit trug ihm süß ins Ohr, während er daneben hand oder lag. Das Schauen der Handarbeiter ließ er an seinen Augen wie ein schönes Schauspiel vorüberziehen. Ohne Zweifel, Bienden war eine poetische Natur.

Daß er dann gelegentlich für das eigene Wohlbedinden sich umun mußte, erschien ihm wie ein Bedürfnis in der Harmonie seiner Welt. Aber, da er wenig Mühe und durch Erfahrung eine gewisse Übung darin befaß, etwas zu ergaiten, wobei ihm eine angenehme Schwüle und ein gutes Witterungsvermögen sehr zu statten kamen, beschwerten ihn derlei Sorgen nicht allzu sehr.

Es war übrigens nicht gesagt, daß man bei aller Unpraktischkeit nicht seine heimlichen Wünsche oder Schwüchte hatte. Träume, die wie lästige Bilder die Phantasie an gankelten, wie den Wanderer eine fata Morgana trügerisch lockt und verlockungsvoll an sich zieht. Wenn man so auf seiner Alleebank lag und in die Sonne blinzelte, während der Frühling einen am zerstücktesten Hofmädel sah, daß es in allen Gliedern aufste und ruckte, ließen manchmal Bilder vor einem auf. Die poetische Natur rechte sich in einem und Bienden's höchster Traum war: reich zu sein. Einen Tag nur.

Warum war man nicht reich? Womit verdiente man das Schicksal, als Findelkind statt als Sohn eines wohlbegüterten Mannes auf die Welt gekommen zu sein? Oder als Erpöf eines Fürsten. Es war doch alles Schicksal. Bienden war fatalist. Zwar, er hätte ja arbeiten können. Aber was hatte er dann vom Leben? Er sah ja täglich vor sich. Man kann nicht allzueit mit seinen Paar Häuten. Ein Wunder hätte schon geschehen müssen, wenn es anders werden sollte mit ihm.

Und im Vertrauen, Bienden wartete auf das Wunder. Er wartete und lauerte darauf, daß ihm das Glück eines Tages in den Schoß fallen würde, so oder so. Er vertraute seinem Freunde, dem Zufall, der ihm schon manchmal gegeben hatte, wenn er in Verdrängnis war. Er rechtefertigte seine Faulheit damit und stellte sein ganzes Sinnen und Trachten darauf ein.

Er wußte auch schon was er anfangen würde, wenn er plötzlich reich wäre. Er hatte sich alles zurecht gelegt. Er würde zunächst ein Bad nehmen, sich tadellos fiedeln und schlieren lassen. Dann würde er im Auto in das feinste Hotel fahren und sich dort wunderbarlich kalt essen. Des

Wenbs aber ging er in das vornehmste Variete, natürlich in Begleitung von Damen und Herren, deren Bekanntschaft er inzwischen gemacht haben würde. . . .

Bienden liebte die Natur, aber er — es gab doch im Leben Genüsse — Genüsse. —

Am Ende der Landstraße erhob sich eine Staubwolke. So ein Auto zum Beispiel, dachte Bienden. Er hatte sein Leben noch nie in so einem Wagen gesehen, und wenn nicht ein Wunder geschehe, würde er es bis zu seinem seligen Ende niemals dergleichen Genuß ausgekostet haben. Und es mußte doch etwas Köstliches sein. — Wie es so daher kam. Natürlich lag irgend so ein Banddirektor drinnen, der anstelle des Herzens einen Geduld in der Brust trug. Bienden empfand es schmerzlich, daß gerade empfindsame Seelen jumeist auf der Schattenseite des Lebens vegetieren müßten. Aber war es recht, daß er jetzt den Stand des vorbedenkenden Gefährts schließen mußte. Während jener reiche Herr sich dort in den weichen Polstern räkelte und verhängnislos durch die Sandstöße raste. —

Doch was war das? Welches Geißel erscholl dort unten von der Straßenebiegung her. Bienden sprang auf und kaufte dem entschwindenden Wagen. Sollte da ein Unglück —? Es röh ihm aufzukommen, und so schnell ihm seine Beine trugen, eilte er die Landstraße hinab.

Er traute seinen Augen nicht, als er an die Stelle kam. Wie dem Schlag gerührt hand er und wagte keinen Schritt weiter zu tun. Entsetzliches bot sich seinen Augen dar. Gegen eine halb abgedroschene rote Kutsche war ein ungefährt, gerissen und zerplittert die Karosserie des Wagens, der eben an ihm vorüber gefahrt war. Ein weißes Durchsichtgitter von Maschinentellen und Schmutz. Weit hinaus ausgeföhndert aber lag ein Mensch am Boden in Sammantel und Mütze, leblos hingeworfen wie ein Sack.

Es war der Inzesse des Gefährts, den er soeben noch beneidet hatte.

Bienden erschauerte. Mit schlatternden Knien schlich er der Unglücksstelle näher. Das Fahrzeug war ein fast unenttlicher Klumpen von Splittern und Gefänge. Da war nichts mehr zu retten. Der Mann aber war tot. Bienden trat zu ihm und löste ihm die Mütze und die Weste, die von Blut bedeckt waren. Er drehte ihn, suchte ihm den Mantel auf und befürchte die Brust, ob noch Leben in ihm wäre.

Wähligt erschir er und fuhr zurück. Wie zufällig war bei seinem Kantieren eine Brieftasche zu Boden gefallen, aus der einige Bescheidige quollen. Bienden überließ ein Zittern, schimmer fast, als soeben erst beim Abfall des Unglücks Eine Schwäche überkam ihn, und kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn. Er fühlte, das war das Schicksal des Schicksals. Und das Bewußtsein, daß sein Schicksal ihm in diesem Augenblick in seine Hand gegeben war, fühlte er plötzlich wie eine Schwere auf sich lasten.

Eben blühte er sich nach allen Seiten um. Niemand war zu sehen. Die Landstraße lag einsam, keine Menschenseele war in der Nähe. Vor ihm lag der Tod und in seiner Hand die Schlüssel zum Leben, Reichtum, zu einem Leben, das er nur in Träumen mit einer verzehrenden Sehnsucht zu ahnen genogt. Er zählte das Geld, er betastete die Scheine mit zitternden Fingern, er streichelte sie lieblos. Das war Reichtum, der Glück und Macht verlieh. Mit diesen Blättern hielt er die Welt an der Kehle, daß sie ihn fortan nicht von sich stoßen konnte. Das war Reichtum, der tausend Wünsche erfüllte. Phantastische Bilder entzanden vor Bienden's Geiste. Ihm glaubte er zu träumen. Wie war es möglic, daß ihm das in den Schoß fiel, wovon er nur in verzehrenden Gedanken gefaselt hatte. Und dann — er die Trümmer des Wagens und sah sich vor dem Mann tauern, dem der Tod Macht und Reichtum aus der Hand gerissen hatte. Willenlos lag er hingestreck, rührte nicht einen Finger mehr um sein Geld. Sein Gefährl lag gerichtet. Eine kleine Unachtsamkeit hatte den Reichen arm, den Mächtigen machtlos gemacht. Sein Best war dem Zufall ausgeliefert.

Bienden betrachtete schon den Toten. Bienden war nicht schreckhaft, aber dieser Tote, dessen Bestir er in der Hand bog, stößte ihm eine unerklärliche Schen ein. Er ärgerte, die Tatsache an sich zu nehmen, das Bieder der Vier kämpfte mit letzten Regungen des Bewußtseins mit sich steigender Angst und Schwäche vor den Möglichkeiten und Folgen der noch ungelanten Tat. Dunkel und dunkle Bilder durchströmten seine Phantasie, während seine Hände erregt die Papiere ordneten. In fliegender Hast zog er Grüns

